

Der Gasautomat.

Humoreske von Eugen Iofani.

Sold' ein Gasautomat ist doch eine ungemein praktische Sache! Wer diese Neuerung auf dem Gebiete des Beleuchtungswesens wieder ausgeheckt hat, ist eines Denkmals in Stein und Erz würdig.

Man läßt einen Gasmesser in der Wohnung aufstellen, werft ein Zehn-Pfennigstück in das dazu angebrachte Loch, und dann kann man die Gasflamme anzünden. Ist für zehn Pfennige Gas verbraucht, dann muß man ein neues Zehn-Pfennigstück in den Schloß hineinstecken, sonst geht die Flamme aus.

Sold's Gasautomat ist eine doppelte Sparbüchse. Einmal sammelt er die Zehn-Pfennigstücke für die Gasanfälle, das andere Mal spart er Geld für die Wohnungsmiether. Denn wenn man so monatlich oder gar vierteljährlich die Gasrechnung bezahlen muß, dann brennt man immer darauf los in's wilde Wehen hinein. So aber merkt man genau, wieviel Kubikmeter man täglich verbraucht hat, und wenn man sich Abends in die Veltüre vertieft und noch gern ein Stündchen über die Zeit aufbleiben wollte, dann überlegt man sich die Sache wohl, ob man noch den Großchen an die dumme Veltüre wenden soll. Und auf das Dienstmädchen kann man genau aufpassen, daß sie nicht gar zu leichtsinnig mit dem Gasbrennenlassen umgeht.

Na, als wir es uns in unserer kleinen neuen Villa am Walde, die wir uns hatten erlauben lassen, gemütlich einrichten, da prägte mit meine Frau alle diese Vorzüge des Gasautomaten vor, den wir schon bei Bekanntheit einmal gesehen hatten, und ich stimmte ihr zu, daß die Einrichtung ungemein praktisch sein dürfte.

Das war sie denn auch in der That. Wir guckten uns sozusagen beim Gasverbrauch immer gegenfeitig auf die Finger. Wollte meine Frau, auch wenn wir keinen Besuch hatten, im Salon anzünden, weil vielleicht Besuch kommen konnte, dann sagte ich ihr: Du, Mausel, wir haben heute schon fünf Zehn-Pfennigstücke in die städtische Sparbüchse gethan! Und wollte ich durchaus nicht schlafen geben, dann rief mit meine Frau zu: Komm nur, komm nur! Das Gas wird gleich wieder alle sein! Geh' lieber schlafen und thu' die zehn Pfennige in des Kindes Sparbüchse. Das ist gescheider!

So bewährte sich der Gasautomat für den Haushalt und für unsere Kasse, und er trug mit dazu bei, daß es uns in unserer Villa wohl behagte und wir von unserem neuen Heim allen unseren Freunden vorschwärmen konnten, wenn wir sie trafen. Herausgekommen waren sie natürlich schon alle, um uns Glück zu wünschen, aber außer bei diesen Glückwunsch-Befuchen am Sonntag Vormittag hatten wir noch Niemand bei uns gesehen.

Die guten Freunde warteten darauf, daß wir ein Einladungsbüchlein für unsere neue Villa geben, na, und da hatten sie wohl auch recht. So lächelten wir denn eine Anzahl Einladungskarten in die Welt, und waren erfreut, von überall bald Zusagen zu bekommen. Die Zeit der Saison war ja vorgerückt, es ging schon tüchtig auf den Frühling los, da waren schon die meisten nicht mehr allzu sehr vom Gesellschaftstrübel in Anspruch genommen.

Wir hatten natürlich Alles gethan, unsere Gäste recht gemütlich aufzunehmen. Meine Frau hatte Küche und Keller tagelang vorher mit den herrlichsten Gaben gefüllt; täglich war sie in die Stadt hineingefahren, um Delikatessen und andere Schwaareschäfte zu plündern. Für allerlei niedliche Heberforschungen hatte ich Sorge getragen. Die Tafel glänzte im schönsten Blumenschmuck.

Na, wir beide waren sehr beglückt, als wir durch unsere Räume gingen, um noch einmal vor dem Eintreffen der Gäste alles zu prüfen. Es sah wirklich nett aus. Die schmucke Villa präsentirte sich heute, da alle Räume erleuchtet waren, noch einmal so schön, wie sonst. Wir saßen uns beide immer fröhlich an. Heute känderte keiner von uns mit dem Gasbrennen; im Gegenteil, als ich es im Speisezimmer ein wenig tühl fand—meine Frau hatte mit Willen nicht mehr heißen lassen, damit es nicht bei der Fülle der Gäste zu heiß werde—da war sie sofort damit einverstanden, daß ich schon jetzt im Speisezimmer alle Flammen anzünde, damit es noch etwas molliger werde, und ich that wiederum keinen Einpruch, als meine Frau die unnützlichsten und unnützlichsten Flammen anzündete, nur damit unser Heim in recht festlichem Glanze strahle und unseren lieben Gästen recht sehr gefalle.

Dazu wurde auf dem Gasbrenn in der Küche recht tüchtig gebahnt und gelocht und gebacken seit dem Frühnachmittage. Wir hatten abwechselnd, bald meine Frau, bald ich, Zehn-Pfennigstücke in die städtische Sparbüchse gethan und waren heute über unseren Gasverbrauch ganz außer Rechnung gekommen.

Na, meine Frau und ich, wir weideten uns im Stillen an den staunenden Gesichtern unserer Gäste. Wir lassen ihnen von den Mienen ab, wie ihnen die Villa im Lichterglanz unserer Festbeleuchtung gefalle. Sie fanden es reizend, wie praktisch ich die Beleuchtungsanlage hatte machen lassen; wo man nur irgend ein Licht brauchte, waren Gasarme angebracht. Auf den Schreibtischen prangten Gaslampen, auf den Nachttischen Gasleuchter, Petroleumlampen u. Kerzen, so erklärte ich den Besuchern, gibt es in meinem Hause überhaupt nicht mehr!

Erdlich waren alle Gäste zur Stelle, und wir konnten zu Tisch gehen! Von Neuem Bewunderung über die festliche Tafel; schließlich hatte jeder seinen Platz gefunden. Die Mädchen standen bereits mit den Bouillontassen da, und in wenigen Minuten war die behaglichste Stimmung, die man sich denken kann. Die Gläser wurden gefüllt, und als ich die Tafel überdachte und sah, daß Alle die Bouillon zu sich genommen zu haben schienen, klopfte ich an's Glas und erhob mich, meine Gäste in meinem Hause willkommen zu heißen.

Das habe ich schon oft bei festlicher Gelegenheit gethan, aber ich kann wohl sagen, daß ich noch nie in so wohllichem Gefühl das Wort zu solchem Zwecke gesprochen, noch nie die Worte „Willkommen in meinem Hause“ in so beglückter Stimmung ausgesprochen hatte, wie dieses Mal.

Raum aber war das Geschehen, eben war ich dabei, in längerer Rede auszusprechen, daß an den fröhlichen Anfang sich ein fröhliches Ende schließen möge, und begann der Hoffnung Ausdruck zu geben, daß mein Heim, das Allen so gefallen scheint, zu innigerer Geselligkeit unseres freundschaftlichen Verkehrs beitragen möge, denn in ein Haus, das einem behaglich erscheine, lehre man wohl lieber ein, als in ein unbehagliches, da hoffe ich mitten in meiner Rede sozusagen das Blut, die Rede blieb mir auf der Zunge stehen. Der Lichterglanz um uns herum war im Schwinden begriffen.

„Das Gas geht aus!“ rief meine Frau, schnell einen Grobchen!

Ich hielt in meiner Rede inne, griff in mein Portemonnaie, aber—o Schred!—ich fand kein Nickelstück, schnell einen Grobchen! rief ich meiner Frau zu, indessen es dunkler und dunkler wurde.

„Wo hab' ich denn mein Geldtäschchen?“ rief meine Frau, welche die Gewohnheit hat, das Geldtäschchen in den Schließelort zu legen und diesen zergerieben aus der Hand zu stellen, wo man ihn nicht sucht und ganz gewiß daher auch nicht findet.

„Schnell, Marie!“ rief ich den Mädchen zu, „hat denn Niemand von Ihnen einen Grobchen. Zum Donnerstetter, so gebe mir doch Jemand einen Grobchen!“

Die Gäste, welche diese Liebessmütze Agne die schließlich auch auf sich gezogen, griffen alle in die Tasche. Schon war es inzwischen ganz dunkel geworden. Einzelne Gäste zündeten Streichhölzchen an und suchten bei dieser eben nicht sehr festlichen Beleuchtung nach Grobchen, aber es war wie verflucht, kein einziger konnte mir ein Nickelstück geben, sei es, daß sie wirklich nicht hatten, oder auch bei der Dunkelheit und Aufregung nicht fanden, vielleicht auch—wie meine Frau später von einzelnen behauptete—weil sie nicht finden wollten, denn was ihun manchmal liebe Leute nicht alles, um sich an der Verlegenheit ihrer Freunde weiden zu können! Vielleicht dachte sich wohl auch der Eine oder der Andere, ich einen tüchtigen Illdecker zu können, wenn nun kein Nickelstück gefunden würde. Genau, es war kein einziger Grobchen im Hause, aber was noch schlimmer war, auch—dank meiner erst so erquickten herrlichen und praktischen Gasanlage!—kein einziger, noch so kleiner Lichtstumpf oder eine Petroleumlampe.

Die nächste Villa, das nächste Geschäft!—es war inzwischen wohl schon nach zehn Uhr geworden, wie wir bei Lichtstrahl eines Streichhölzchens feststellten, und wer weiß, ob man dort Leute herausklingeln könnte—war zehn Minuten entfernt. Vor zwanzig Minuten also konnte kein Bote zurück sein. So lange sollten alle meine Gäste im Dunkeln bleiben!

„Was soll aus dem schönen Essen werden!“ jammerte meine Frau im Verein mit der Köchin, die sofort aus der Küche hervorgeführt kam, als das Feuer auf dem Herde ausging! „Das wird ja alles eiskalt! Das wird ja alles zu nichte!“ riefen sie abwechselnd.

„Auguste, haben Sie denn keinen einzigen Schmah-Grobchen?“ rief meine Frau, und Auguste verneinte ganz entrückt.

„Ja, Nickelgeld muß doch beschafft werden!“ rief ich. „Meine Herren, wer kommt mit mir. Ziehen wir schnell gemeinsam aus. Den ersten besten Straßenpassanten, dem wir begegnen, halten wir an. Wenn er nicht gütwillig seine Nickelstücke geben will, müssen wir ihn ausrauben. Wenn die Straßbahn vorbeifahrt, springe ich auf. Ein Königreich für ein Zehn-Pfennigstück, nein, für ein Duzend Zehn-Pfennigstücke, damit uns das Malheur nicht noch einmal passirt!“

Meine Frau fing vor Aufregung und Angst zu weinen an; eine Dame machte die Aufregung noch größer, indem sie vorschlug, aufzubrechen, da man doch unter solchen Umständen nicht bleiben und länger stören wolle! Ich mußte sehr energisch zum Dableiben

erfuchen, und dazu ermahnte ich, wählendessen ich und ein paar andere Herren Nickelstücke besorgen wollten, die zurückbleibenden, sich ja nicht von ihren Plätzen zu erheben während unserer Abwesenheit. Dann machten wir Straßentücher uns auf den Weg, trabten mit Hilfe eines Fünfminutenrenners die Lieberzieher zusammen, und als ich eben das Haus verlassen wollte, da schlug ich mich vor die Stirn, den zologischen Titel, den ich mir dabei beiseite, will ich lieber hier nicht wiederholen. „Holl!“ rief ich aus, „in Trüdelchens Sparfasse müssen doch Nickelstücke sein, Freuchen!“

„Ja, wirklich,“ antwortete meine Frau, „gut, daß ich daran denke!“ So pflegte sie nämlich immer zu sagen, wenn ich sie an etwas wichtiges erinnerte.

Meine Frau holte aus ihrem Schreibtisch die Sparbüchse unseres Kindes, ich ergriff das Buch, das ichnerz Schmeindens, und es klang einpaßer schauerlich durch das Dunkel unserer rollbefestigten Speisezimmer, als ich mit den Worten: „Jetzt gibt es Licht, meine Herrschaften!“ das diebackliche Schmeindens schmetternd zu Boden warf. Da waren eine Masse Nickelstücke; ich hob nun eiligst eines auf, sprang empor, wobei ich noch einer Dame auf die Hüfte trat, daß sie laut aufschrie, und ich mich an der Kniekehle stieß, daß ich nicht minder Schmerzen empfand und erreichte den Gasautomaten.

In wenigen Sekunden hatten wir wieder überall um uns her Helligkeit, und in der Küche konnte der Braten weiter brodeln. Ich wech nicht, wie lange die Dunkelheit angehalten hatte, mir war es erschienen, als ob es Stunden lang gedauert hätte. Ich hatte allen Appetit verloren und mußte an mich halten, damit nicht auch meine Gäste non dem Herger, den ich über das Mißgeschick empfand, angestekt würden.

So gab ich denn meinem Innern einen energischen Ruck, klopfte ans Glas und sagte: „Meine lieben Gäste, ich will nicht etwa in meiner Rede da forschaften, wo ich erst schließens unterkochen wurde.“ Ich hoffe, daß Sie sich durch das Mißgeschick nicht beunruhigt für unser heutiges Beisammensein die Gemüthsruhe stören lassen. Hier am Boden zwischen den Schwerden des thönernen Schwertens, das mir heute zum echten und rechten Glücksschwindeden geworden ist, liegen noch viele, viele Nickelstücke. Das Malheur kann uns nicht noch einmal passiren, unsere Fröhlichkeit nicht mehr heute verbunzelt werden, denn unser Gasautomat ist eine herrliche technische Erfindung der Neuzeit, auf deren ferneres unabsehbare Funktionen ich Sie bitte, mit mir anzustrengen! Profit!“

Und die Gläser klangen einaander, die Gäste schienen ordentlich froh darüber zu sein, daß sie sich wieder ungehört erheben durften, und alle stimmten lachend in das Hoch auf den Gasautomaten.

Wirungsboll's Theaterstück

Ein Erfolg, der gewiß selbst das überrührt, was Schiller von der Wirkung der Bühne erwartete, kann ein Londoner Vorstadt-Theater verzeichnen, indem eines seiner Theaterstücke die direkte Veranlassung zur Gründung von Gewerkschaften für Wähe-tinnen und Tuchmacherinnen wurde. „Warp and Wool“ ist der Titel des Stückes. Es stellt in greifbarer Weise die elenden Arbeitsbedingungen dar, unter welchen die Mode-Bedürfnisse der eleganten Welt befriedigt werden, und es sollte wohl zunächst den oberen Klassen eine Lehre geben. Die Verfasserin ist keine Geringere als Mrs. Alfred Lyttleton, die Gattin des Colonialministers, und die Hauptrolle wurde von der ersten Schauspielerin Englands, Mrs. Patrick Campbell, dargestellt. So war es denn kein Wunder, daß die Aristokratie des Landes, Herzoginnen und Gräfinnen in hellen Haugen nach dem entlegenen Vorstadt-Theater, dem „Camden Theatre“, pilgerten, um das Stück zu sehen.

Das kleine Theater wußte nicht, wie ihm geschah, denn einen solchen Glanz hatte es noch nie erlebt. Nachdem sich aber der Schwarm der vornehmen Besucher verlaufen hatte, fanden sich die-jenigen Zuschauer ein, welche das Vorstadt-Theater eher zu seinen Stammgästen zählt, die arbeitende Klasse. Neues aus ihrem Leben brachte den Leuten das Stück nicht, aber die Darstellung auf der Bühne muß einen großen Eindruck auf sie gemacht haben, und es regte sich unter ihnen, solchen Zuständen ein Ende zu machen. Diese Stimmung wurde wahrgenommen, um die Arbeiterinnen zu organisiren, und zwar nach gewerkschaftlichen Prinzipien. Von den bestehenden Gewerkschaften nimmt der der Schneider auch weibliche Mitglieder auf, und etwa 100 Arbeiterinnen dieses Berufes meldeten sich sogleich zum Eintritt. Die Kritik ist dem Stück der Mrs. Lyttleton ziemlich schatz zu Leibe gegangen, aber der unmittelbare Erfolg dürfte doch etwas sein, was nicht oft vorgekommen ist.

Die

Fräulein A.: „Ach lasse mich alle drei Jahre photographiren, das ist sehr interessant.“

Fräulein B.: „Ja, was machst Du denn mit den filigränlich bielen Bildern?“

Das andere Fräulein.

Novelle von A. G a b e r.

Es war also beschlossene Sache: gezeit wurde nicht in diesem Jahre. Vor Papas kategorischem „Nein“ tam selbst Ernas Widerpruchsgeist zum Schweigen.

Mama war ganz zufrieden damit. Auf dem weinlaubumrankten Balkon sah es sich so herrlich, und man hatte dort einen wunderschönen Ausblick über den Lützowplatz; von fern sah man sogar die Wipfel des Thiergartens. Aber Erna schmolte. Alles reiste; alle ihre Freundinnen rüsteten bereits ihre Koffer und stellten sich in den neuen Sommerkleiden vor. So gar das Fräulein im Kontor hatte Urlaub bekommen und wollte an die Ostsee. Das hatte Erna am meisten geärgert.

„Fräulein Schmidt, hat die Erholung redlich verdient!“ sagte Papa auf den Einwand der Tochter. „Wer so arbeitet Tag für Tag, von früh bis spät, der braucht eine Ausspannung von Zeit zu Zeit. Bei euch ist's was anders— ihr thut ja nichts!“

„Oh! Erna warf die silbernen Kofferschlüssel auf den Tisch, daß sie leise kitzelten. Noch jetzt kam der Aegerer in ihr hoch, in der Erinnerung an des Vaters Worte. Dann lächelte sie resignirt. Es war ja eine bekannte Thatsache, daß die Frauarbeit, die wirthliche Thätigkeit der Frau im Hause, von den Männern nicht anerkannt, ja nicht einmal erkannt wurde. Das machte sich alles von selbst in deren Augen. Aber so zu lieben langen Tag an der Schreibmaschine sitzen, hübsch angezogen und kühl frisirt, und auf den Tassen herumklopfen wie blödsinnig— das war Arbeit, das nannte der Papa fleißig sein! Was sie dabei, unter Leitung der feinmüthig gebildeten Mutter, täglich ihrem Verstande für Aufgaben stellte, was sie besprachen, lasen und lernten zusammen, das galt alles nichts.“

Erna nahm die frisch geschnittenen, langgestielten Rosen aus dem Wasser und legte sie in willkürlicher Anordnung auf den weißgedeckten Kaffeetisch. So machte sie es stets am Sonntagmorgen. Das sah dann so recht anmuthend aus und entsprach ihrer frohen Herzstimmung an solchen Tagen, wo Vater sich ein längeres Frühstückfrühstückchen im Kreise der Seinen gönnte. Sie öffnete die Fenster im Nebenzimmer, so daß die frische Morgenluft hereinströmte, rochte den gestrichelten Wärmern über die heiße Kaffeetanne und legte die Postfächer, welche der Lehrling aus der Fabrik soeben gebracht hatte, neben die Tasse des Vaters. Ein Brief war dabei mit dem Poststempel der Vereinigten Staaten, den legte sie oben auf. Da traten auch die Eltern ein.

Papa klopfte seinem Mädel schmunzelnd die Wangen. „Morgen! Na, ausgeschlafen? Kaffee parat? kein Heißes aus dir, wirklich! Ah!“ Mit lauten Krächzen nahm der grüne-beigte Korbhütel die mächtige Gestalt auf.

Frau Jäger griff nach den Rosen und sog den süßen Duft in vollen Zügen ein. Erna füllte die Tassen. Ihre blüthenweiße Morgenkleid flatterte im Luftzuge, der vom Nebengemach herüberströmte.

„Donnerwetter!“ und Herr Jäger, der die Briefe inzwischen geöffnet hatte, schlug mit der flachen Hand auf's Knie. „Da schreibt mir ein amerikanischer Rabob, daß er auf der Ausstellung in St. Louis meine Maschinen gesehen habe und nun seinen Obergeringen herbenet, um über einen Ankauf mit mir zu verhandeln, die Konstruktion hier in meiner Werkstatt zu kundiren und so weiter. Der Herr— Frant heißt er— kann übermorgen schon hier sein. Und nun ist Fräulein gehen auf Urlaub gegangen!“

„So laß sie doch zurückkommen!“ sagte Frau Jäger müde und gleichgültig.

„Nein, nein. Ich weiß auch ihre

Adresse nicht. Und das arme Mädel mußte mal herauf! Werde eine Vertretung für sie haben müssen. Schlechte Geschichte das!“

Erna sah einen Moment still vor sich hin.

„Laß mich doch das Fräulein vertreten!“ sagte sie dann.

„Du? Aber wie willst du denn? Na, schließlich, so schlimm ist's ja nicht. Nischen Grips und Interesse, das ist die Hauptsache. Aber Maschinenschreiber— du kannst doch nichts!“

„Muß denn das sein? Ich schreibe sehr flott mit der Hand— und stenographiren kann ich auch. Wenn man so viel Vorträge mitschreibt wie ich, übt man sich schon. Und mein Englisch ist sehr gut. Besser als Fräuleins auf jeden Fall. Also—“

Herr Jäger blinzelte vergnügt zwischen den zusammen geknickten Lidern seine Tochter an.

„Aber um achte anfangen— Punkt acht! Und nicht mucken oder trödeln etwa— arbeiten heißt's bei mir! Und wenn du dich nicht zurechtfindest, dann frag nur einen der Herren im Kontor. Na, die werden guden!“

Sie lachten beide. „Aber Papa, versprich mir eins: sag dem Fremden nicht, wer ich bin. Ich bin eben „das Fräulein.““

Am andern Morgen sah Erna am Schreibtisch von Fräulein Schmidt im Privatkontor des Vaters. Es war der einzige Posten im ganzen Hause, der von einer Dame besetzt war. Herr Jäger behauptete, nur mit einem weiblichen Wesen zusammen arbeiten zu können. Er hatte es zuerst mit dem jungen Herrn versucht, aber die Befehle längt nicht das Anpassungsvermögen und die Geduld, deren es bei seinem nervösen Temperament bedurfte. Und alle klopfen ihm die Schreibmaschine entzwei.

Erna lieh sich von dem alten Herrn Schlüssel sich zogen. Ihre rasche Aufpassungsabe und einiges Nachdenken bei wirthlich gegebenem Wissen machte ihr den Anfang leicht. Sie folgte gewissenhaft dem Dittat des Vaters, schrieb mit ihrer eleganten, flotten Handschrift alles schön und richtig ab und erwies sich auch sonst als durchaus anständig und brauchbar. Als am nächsten Tage der Amerikaner eintraf, hatte sie sich schon ganz nett eingerichtet.

Jetzt gab es viel zu thun für sie. Theils hatte sie für den Vater, theils für Mr. Frant zu arbeiten. Der Fremde stellte hohe Anforderungen an ihre Leistungsfähigkeit, und ihre schönen Sprachkenntnisse, ihre ganze umfassende Schulbildung kamen ihr sehr zu nützen.

Aber müde, herzlich müde machte sie sich Abends auf den Heimweg. Dann fuhr sie mit der Hochbahn nach Hause, ganz so wie die anderen Geschichtschreibern, die im Frohnstunde der Arbeit standen; und jetzt verachtete sie keine mehr von ihnen. Sie wußte ja selbst nun, was es heißt: ein solches Arbeiten, Schulter an Schulter mit den männlichen Kollegen. Aber wenn sie dann sich dem Rollendortplatz näherte und zu beiden Seiten die belaubten Wipfel zu ihr hereingräfften, athmete sie tief auf. Dann kam so die rechte Feierabendstimmung über sie. Und sie schloß für einen Moment die Augen und hörte die Stimme des Amerikaners, wie er sie fragte: „Fräulein, machst es Ihnen Freude, zu arbeiten?“— Gestern hatte sie sich eine Rose mit dem Kontor bekommen. Sie hatte ein richtiges Verlangen danach, wenigstens ein kleines Zeichen der Erinnerung vor sich zu haben an den Sommer, der da draußen blühte. Da hatte Mr. Frant sie mit seinen dunklen Augen so eigen bittend angeblickt. „Fräulein, schenken Sie mir die Rose, zum Andenken— oder haben Sie sie selbst erst erhalten von?“— „Nein, nein!“ hatte sie lachend geantwortet. „Nehmen Sie sie nur. In unserem Garten blühen mehr!“

„Ja, ja!“ hatte sie eilig erwidert

und war über und über erröthet dabei. Es war das erste Mal, daß ihr Herz klopfte, wenn sie fühlte, wie des Mannes Blick auf ihr ruhte. Und klar kam es ihr zum Bewußtsein, daß sie Frant, den einfachen Ingenieur Frant mit den berben Händen und der blauen Arbeitsblouse von Herzen lieb hatte, so lieb, wie sie noch keinen Menschen gehabt. Und die laue, kostende Sommerluft mit ihrer sehnenen Gluth spannte eine Brücke zu lichten Zukunftsbildern, deren Erfüllung der Herbst bringen sollte, wie sie hoffte!

Fräulein Schmidt war wieder da. Vermundert hatte Mr. Frant die neue Erscheinung gemustert, war dann aber gleichgültig zur Tagesordnung übergegangen. Am nächsten Morgen aber fragte er kurz: „Wo ist die andere?“

Fräulein Schmidt, die man eingeweicht hatte, sagte nur, daß das Fräulein nicht mehr käme. Damit gab sich Mr. Frant aber nicht zufrieden; er wollte ihre Adresse wissen. Das Fräulein vergingerte ihm die Auskunft. Da ging er kurz entschlossen auf den eintretenden Chef zu.

„Wo ist Ihr Fräulein, die andere? Geben Sie mir ihre Adresse— ich will sie heirathen.“

„So— heirathen wollen Sie das Fräulein! Ja, besser Mr. Frant, da kommt es doch vor allem darauf an, ob Sie ihr als Freier angenehm sind!“

„Warum nicht? Sie kann doch nur froh darüber sein!“

„Herr!“ brauste Jäger jetzt auf. „Sie sprechen von meiner Tochter— verstanden? Also möhigen Sie sich, bitte!“

Der Amerikaner aber rechte sich in seiner ganzen stattlichen Höhe empor. Ein warmes Leuchten ging von den dunklen Augen aus, und die Lippen theilten sich über zwei Reihen schöner Zähne. Er hielt dem Chef die Hand entgegen. „So ein arbeitames, fleißiges Mädchen haben Sie! Well, da brauche ich ja nicht erst weiter zu gehen— da können wir die Sache ja gleich fest machen!“

„Herr!“ und Jäger wurde dunkelroth vor Zorn. „Glauben Sie, ich gebe meine Tochter jedem ersten besten bergelaufenen Schlingel? Ihre Tüchtigkeit in Ehren— aber meine Tochter wird nicht Ihre Frau!“

Mr. Frant schlug dem Erzürrten lachend auf die Schulter. „Was wollen Sie denn sonst für einen Schwieger Sohn, wenn Ihnen Frant Scheiffeld, der Sohn des Millionärs, noch nicht gut genug ist?“— Da wurde Herr Jäger ganz still und sagte: „Ja!“

Am anderen Tage wurde die Verlobung gefeiert.

Erna war glücklich; nur hin und wieder kommt ihr der Gedanke, ob Frant sich wohl, wenn Fräulein Schmidt nicht geehrt wäre, ebenfogut in dieses Fräulein verliebt haben würde? Aber er beruhigt sie dann lächelnd mit einem herzlichen Auf. Und diese Antwort genügt ihr.

Ans der Zehn-e-a-a-a-a-a

Madame Y. ist im Besitze von vier erwachsenen Töchtern, von denen aber erst eine verheirathet ist; die besorgte Mutter bietet daher alles auf, auch die übrigen drei unter die Haube zu bringen. Auf einer musikalischen Soiree macht sich nun ein junger Gerichts-Richter, ein Herr v. M., an die Familie heran, ist im Verlaufe des Abends sehr aufmerksam gegen die Mama und noch aufmerksam gegen die Töchter. Madame Y. entschließt sich in Folge dessen gegen Schluss zu einem Staatsstreich. Mein lieber Herr v. M., wendet sie sich plötzlich an den galanten Richter, welche von meinen Töchtern gefällt Ihnen am besten? Und der Galantissime antwortet auf die verhängnisse Frage mit einem verbindlichen Lächeln: Die Verheirathete, Madame!

Matthis.

Freundin: „Wie vorzüglich die Farbe dieses Kleides mit Ihrem Haar harmonirt! Haben Sie sich das Kleid zu dem Haar passend ausgesucht, oder das Haar zu dem Kleid?“

Der geträunte Dichter.



„Acam haben Sie immer einen so müthigen Blick auf den Antreiber?“ „Ah, der nichterdwärtige Herr! Freilich mag es in der Gesellschaft ein kümmerliches Gebild vor; da— an der abscheulichen Stelle läßt er seine Schmahfächer herumgehen... und der ganze Effekt vorwegeneht!“